

## 4) Helge Bendels Luftschlösser.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.

Da hatte der alte Görlitz einfach im Verlaß auf seinen altmodisch veranlagten Geschäftskopf vierundzwanzig Stunden alte Kursberichte gelesen und alles für bare Münze genommen, was ein Agent ihm telegraphierte. Es war genau so, als wollte man versuchen, hier auf der Börse in Chicago den Juniweizen am ersten Mai zu kaufen — denn die Ware konnte ja selbstverständlich ebenfugut aus Wertpapieren, Aktien und Obligationen bestehen — und dabei daheim im alten Stockholm zu sitzen, ohne eine Ahnung davon, wie die Stiere stießen und die Wären klauten. Selber mußte man dabei sein in der Schlacht, um nachzuhelfen und den Sieg zu zwingen, sich nach der oder jener Seite zu wenden. Jede Minute war ein Fallen oder ein Steigen, kein astronomisches oder physisches Instrument war so empfindlich wie der Puls dieses entsetzlichen Spekulationshandels, der auf jeden Schlag des Markt-Herzkrampfes ungleich reagierte. Wie viele Millionen, dachte Helge, mag wohl allein mein kleines Land zu den Kriegskosten dieser Wölfe und Marodeure beisteuern? Ohne eine Ahnung zu haben — ohne zu sehen . . .

So ungefähr hatten seine Reflexionen angefangen. Das war nun bald fünf Jahre her, und heute betrachtete Helge die Dinge gleichgültiger. Wie das kam?

Mit den Worten des Prinzipals war ein kleiner blauweißer Funke in einen zunderdürren Winkel in des Schweden Bewußtsein übergesprungen. Und der schlug in Flammen aus, ward zum Brand. Aber zu einer Feuersbrunst, von der nur allein er selbst wußte, deren scheue Flammen verborgen waren in dem gemeinsamen Schein von Millionen anderer, größerer und kleinerer ähnlicher Feuersbrünste.

Helge Wendel war auf dem Punkt angelangt, von wo aus er glaubte den Weg zum Traumland des Reichtums zu erblicken. Und einen Weg, den er selbst bahnen wollte.

Es gingen im Börsenviertel Sagen um und Legenden über das Emporkommen der berühmten Maklerfirmen und die Herkunft ihrer Besitzer. Alle hatten sie mit zwei leeren Händen und ihrem Kontor in der Hosentasche angefangen. Der große Brand, der die ganze Stadt einäscherte, hatte den einen aufgeholfen; andere hatten eine Witterung für das, was die Zukunft bringen mußte, und wieder andere einen Blick für die unausgenützten Chancen der Gegenwart. Alle hatten sie ein weites Gewissen, kräftige Zähne, Hände, Ellbogen und Füße und eine brennende Gier nach dem großen, runden Dollar. Alles andere war verächtlich oder ließ sich später, in zweiter Linie, kaufen. Oh, und da waren nicht sogar Schweden unter dieser Schar! Aber nicht nur um Männer der verkoffenen, guten, alten Zeit handelte es sich; nein, keineswegs. Da war als großes Beispiel William, der fiebzehnjährige Schreiber bei Ascott Brothers. Wie hatte sich der nicht eines Tages aufgeschwungen gleich einem schimmernden Goldvogel, einem Meteor, märchenhaft kühn und glücklich im Spiel mit Fortunas schlüpfrigen Würfeln. Und da war Bradford, kaum über zwanzig, der in aller Stille hinter dem Rücken seiner Eisenbahn mit den Papieren der Konkurrenzlinie gespielt und plötzlich als Millionär dagestanden hatte. Allerdings waren sie wieder erloschen und verschwunden; aber das unergründliche Firmament trug ständig neue Sterne, eine prächtige Versammlung, die stets neue Strahlenpeile schoß und den Betrachter blendete. Drei Jahre kostete es Helge, bis er die völlige Hoffnungslosigkeit dieser lächerlichen Einbildung einsah. Als das Blendwerk barst, biß der Schaum seiner Seifenblase ihm lange in die Augen; dann kamen Reaktion und Resignation. Aber die Phantasie lebte weiter, wenn auch schlummernd.

Welche Träume hatte nicht diese Phantasie ihm aufs neue vorgezaubert! — „Wendel u. Co.“ stand da auf einem goldenen Schild, das an einem schneeweißen Wolkenträger befestigt war. Hoch ragten seine Zinnen empor über die anderen Handelshausriesen — Mandrock, Mialto, Insurance-Block oder — Bauten, wie es am besten paßte und wie sie alle hießen. Allerdings war es nur in gewissen überhitzten Augenblicken und meist während des ersten Jahres, daß er diese Visionen erbaut; Wendel-Block oder Wendel-Bau verschwand

ziemlich bald im Nebel; aber vieles blieb doch zurück, ward reduziert oder vergrößert, umgegossen und verwandelt, und trug stets an der Lür das goldene Schild: Wendel u. Co. Weshalb dies Co. eigentlich dabei sein mußte, vermochte Helge nicht genau zu erklären; aber vermutlich repräsentierte es die Macht, die fehlte, die Macht, den Traum zu verwirklichen.

Es hatte wenig Neulichkeit mit dem Luftbild, das an einem Märznachmittag über dem Strom in der Stadt droben im Norden gestanden hatte. Und doch war vielleicht eine Verbindung da — nicht für das Auge, aber im Gedanken. Selbst in den ersten berausenden Börsenphantasien, als die Chimäre am weifesten brannte, hatte Wendel einen Untergedanken, und zwar schärfer präzisiert als je zuvor, nämlich den, daß der Reichtum Mittel sein sollte, aber nicht Zweck. Er empfand sozusagen die Idee hinter diesem allvermögenden Geld — wie es Schönheit schaffen sollte und Kunst, und wie er endlich sich einer Welt würde hingeben dürfen, die von der Hauberspiegelung in den Wolken stammte. So war es auch damals gewesen, wenn auch unklarer, als das versuchte Gold des alten Wucherers Larsson in den Köpfen der Familie Wendel gespußt hatte. Und jetzt, eben jetzt, wie hatte er nicht mit der Energie der Verzweiflung, ohne einen Pfennig Geld, ohne Hilfe, und ohne Phantasterei, mit Händen und Füßen sich festgeklammert an die Wirklichkeit, um ein paar der Ideale zu verwirklichen. Es war sein Körper, der hier saß, eine mechanische Hülle, während Hirn, Herz und Seele nicht bloß des Abends, sondern den ganzen Tag über in einem großen Atelier arbeiteten oder in der wertvollen Mäzenatbibliothek.

— Wendel!

. . . Droben am Washington Square, oder in der Akademie . . .

— Wendell He, Wendell!

Helge fuhr mit verwirrten Augen auf.

— Ja, Herr.

Die beiden Herren am Pult des Agenten starrten den Buchhalter verwundert an. Schließ er etwa?

Helge hatte nur noch den letzten Anruf gehört; aber die Schärfe der Stimme versetzte ihn augenblicklich in die Situation und er fügte hastig hinzu:

— Ich bitte um Entschuldigung — ich addierte eben eine lange Zahl im Kopf . . .

— Gut! nicht Herr Roth. Mr. Reuter wünscht —

Der Millionär vollendete:

— Ja, möchten Sie so freundlich sein und in den gelben Salon hinaufgehen, wo ich gespeist habe, und mir meinen Pelz herunterholen? Ich möchte nicht gern, daß jeder erste beste ihn in die Hand bekommt.

Helge eilte hinaus.

Aus dem Vestibül des Hotels waren jetzt so ziemlich alle Reisenden verschwunden, um sich zu Mittag umzukleiden. Dagegen sahen noch viele entweder in Gruppen unter den Palmen oder vereinzelt in Lehnstühlen um die Säulen, die Börsenmänner, die in den Villenstädten wohnten und die es nicht riskieren wollten, am nächsten Tag durch den Schnee am Hereinfahren verhindert zu werden. Die lokalen Telegraphen- und Telephonlinien, die zum größten Teil Untergrundleitung besaßen, waren unbeschädigt, und die Makler verabredeten in aller Ruhe und Gemächlichkeit ihre Pöspartien für den Abend. Da sah man Mr. Carthy, der am selben Tag eine halbe Million an Dezemberlieferung zu niedrigem Oktoberpreis verloren hatte und nun darauf wartete, umzuschwenken und Stier zu werden, falls die eigensinnigen Gerüchte von Reuters Corner sich als wahr erwiesen. Auch Baring, genannt Liverpool-Zack, war, wie es hieß, mit Joe Reuter im Bündnis oder sollte wenigstens für dessen Rechnung operieren. Da war Stewart mit dem Spitznamen der Bulldog, Tom Harris und Lew Spurter, Ake Goldsmith, Anshelm Mayer und Fred Brown — sämtlich als Leutnants in Reuters Armee bezeichnet. Aber auch der alte Gudahy war da, der Schlächter, Carruthers, der Bankier, Marshall und mehrere andere im Dienst der Spekulation Ergraute, und diese hielt man für prinzipielle Gegner eines Getreide-Corners. Außerdem sah Helge, während er durch die Halle ging, ein halbes Hundert Gesichter, die für ihn namenlos, aber von der Börse her wohlbekannt waren. Rundum vernahm man entweder

den Sturm oder Zähen und Biffen, und die Worte Bull und Bär wechselten wie Vornamen. Im Speisefaal, der leer stand, waren die rotbeschrifteten Lichter auf jedem Tisch angezündet, und der Silbertrank war teils aus dem samtgepolsterten Mahagonischrank das Hotel service aus. Die Bar aber war voll von den jüngsten Agenten, die alle durcheinander schwatzen von Rennpferden, Bogern, Jockeis, Chauffeuren und Schauspielerinnen, während, dem Blizzard zu Ehren, die Würfel über die Dnyxplatten rollten und aus großen, dampfenden Schalen die seltsamsten heißen Getränke ferbiert wurden.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Diamantenherzog.

Die Regierung des Herzogtums Braunschweig wird in nächster Zeit, um der Tochter Wilhelms II. eine Herzogs- oder gar Großherzogskrone zu verschaffen, der jüngeren Linie des Welfenhauses, der hannoverschen, zufallen. Das kleine Herzogtum Braunschweig, das noch nicht so viel Einwohner zählt, wie Frankfurt am Main, ist ein dürftiger Ertrag für die englische und die hannoversche Königskrone, die einst die jüngere Linie des Welfenhauses getragen; dennoch bedeutet die Westbergreifung Ernst Augusts von dem braunschweigischen Thronessel das Ende einer politischen Aktion, die schon rund hundert Jahre lang diesem Ziele zugestrebt hat.

Nachdem der braunschweigische Herzog Friedrich Wilhelm 1815 auf dem Schlachtfelde von Quatrebras gefallen war, hatte die ältere Linie des Welfenhauses nur noch zwei männliche Mitglieder aufzuweisen: den 1804 geborenen Herzog Karl II. und den etwas jüngeren Prinzen Wilhelm. Ueber beide Söhne des Herzogs Friedrich Wilhelm, führte der Chef der jüngeren Linie, der Prinzregent und spätere König Georg IV. von England, die Vormundschaft. Georg IV. war auch König von Hannover, das sein allmächtiger Minister Graf Münster despotisch regierte. In Georgs IV. Auftrag herrschte Graf Münster auch über Braunschweig, wo er in Adel und Bureaucratie die willfährigsten Kreaturen fand. Braunschweig und Hannover waren also aus der französischen Fremdherrschaft direkt unter die englische gekommen. Und Georg IV. dachte nicht daran, Braunschweig wieder herauszugeben.

Er ließ die Söhne Friedrich Wilhelms, die auch schon früh die Mutter verloren hatten, durch einen Herrn v. Dießingen in einer Weise erziehen, daß die Absicht, jeden selbständigen Willen in ihnen abzutöten, nicht zu verkennen ist. Karl und Wilhelm wurden tatsächlich wie Gefangene behandelt.

Bei Wilhelm schlug diese Erziehung nicht fehl, er wagte später nicht im geringsten gegen den englischen Stachel zu löden. Herzog Karl jedoch wurde durch die Erziehung zum englischen Werkzeug so gegen seinen königlichen Vormund erbittert, daß dieser bald einsehen mußte, in Karl keinen Strohmann großgezogen zu haben. Georg IV. dehnte deshalb eigenmächtig die Vormundschaft über Karl über das 18. Lebensjahr bis zum 21. aus. Das benutzte der österreichische Kanzler Metternich, sich in die braunschweigische Frage einzumischen. Er setzte es durch, daß Karl wenigstens mit 19 Jahren großjährig und zur Regierung zugelassen wurde. Metternich gab aber dem jungen Herzog den guten Rat, sich von dem Grafen Münster leiten zu lassen und den Absichten Georgs IV. nicht entgegenarbeiten.

Diesem Rat befolgte Karl einige Zeit. Er überließ die Regierung einem Geheimratskollegium, das sich ganz in der Hand des englischen Königs und seines hannoverschen Ministers, des Grafen Münster, befand. Bald merkte er jedoch, daß er auch als regierender Herzog nur die Puppe Georgs IV. war, und als Berater nur Kreaturen des Grafen Münster um sich hatte. Karl fing jetzt an, sich um die Regierungshandlungen zu kümmern und kam bald mit dem Haupte der englisch gesinnten Bureaucratie, dem Geheimrat von Schmidt-Phisfeld, in Widerspruch. Schmidt-Phisfeld bat um seinen Abschied mit der Begründung, daß der Zeitpunkt gekommen sei, wo er, nach den ihm von König Georg IV. gegebenen Versprechungen, in das königlich hannoversche Geheimratskollegium eintreten könne. Karl mußte jetzt einsehen, daß alle seine Berater eigentlich nur den König von England als ihren Herrn anahen und in dem braunschweigischen Herzog eigentlich einen ihrem Gewahrsam anvertrauten Fürsorgezögling erblickten, den sie nach englischen Wünschen zu leiten hatten.

Karl befand sich in einer sehr schwierigen Lage. Er war ihr nicht gewachsen. In seinen Entschlüssen schwankend, spielte er sich doch gern als entschlossenen Selbstherrscher auf, der keinen Widerspruch duldet. Es gelang ihm weder, die alten Bureaucraten für sich zu gewinnen, noch einen Kreis neuer brauchbarer und ihm ganz ergebener Anhänger zu gewinnen.

Karl war kein Genie und auch kein Charakter, nur ein Troglöps, wie etwa Karl XII. von Schweden. Aber schlechter als die anderen Fürsten von damals war er auch nicht. Eine vollstündliche Handlung ist ihm eigentlich nicht nachzuweisen. Sein Kampf galt fast einzig und allein der übermächtigen Bureaucratie, die eine festzusammenhaltende Vetternclique bildete und sich auf die Macht Englands stützte. Diese allmächtige Vetternclique, die adlige und bürgerliche Familien umschließt, ist auch heute noch besonders kennzeichnend für die politischen Verhältnisse Braunschweigs. Karl schränkte nun gar noch die vielen

Sineuren ein und verlangsamte dadurch das Avancement der Bureaucraten. Auch das von seinem Vater geschaffene und für Braunschweig viel zu große stehende Heer setzte er auf kleineren Fuß, was die Aufhebung zahlreicher Offizierstellen zur Folge hatte. Damit erbitterte er auch noch die ebenfalls zur Vetternclique gehörigen Offiziere.

England benutzte dies, um den unbotmäßigen Karl endgültig aus Braunschweig zu entfernen. Mit englischem Geld wurde ein Verleumdungsfeldzug sondergleichen geführt. Wenn auch nicht viel Gutes an Karl war, das Scheusal, zu dem ihn Georg IV. stempeln ließ, war er doch nicht. In Wirklichkeit wurde ihm von den englischen Machthabern ja auch nur der Widerstand angetreidet, den er dem Projekte entgegensetzte, Braunschweig wie Hannover zum englischen Vasallenstaate zu machen.

Schließlich spielte sich Graf Münster in einer weitverbreiteten und von Beleidigungen froyenden Schrift so anmaßend gegen Karl auf, daß ihn dieser zum Duell fordern ließ. Als Münster ablehnte, forderte ihn im Auftrage Karls der Oberjägermeister von Braun. Das hatte eine Aktion Georgs IV. beim Bundestage zur Folge, der Sachsen beauftragte, mit 6000 Mann von Karl die gerichtliche Verfolgung Brauns zu erzwingen. Karl gab auch nach, verfolgte aber nun alle Beamten, die mit Hannover in Verbindung standen, wobei er ebenso viele Fehltritte tat, wie bei der Auswahl seiner Vertrauten. Er war von allen Seiten verraten und verkauft. Sogar des Mordes ließ ihn Georg IV. beschuldigen. Es wurde geflüstert, daß das Gerücht verbreitet, der Bizeoberstallmeister von Deynhauenen sei vergiftet worden, wobei man durchblicken ließ, daß Karl dahinter stecke.

Schließlich suchte die England ergebene und von England bestochene Aristokratie und Bureaucratie die Volksmassen gegen Karl zu erregen. Die schlechten Erwerbsverhältnisse wurden damit begründet, daß der Herzog nicht luxuriös genug lebe und zu wenig Geld unter die Leute bringe.

Es war im September 1830, als der Herzog anonyme Drohbrieve erhielt. Er ließ daraufhin das Schloß militärisch besetzen und Kanonen vor den Kasernen aufahren. Um die vor dem Schlosse versammelte Menge zu beruhigen, ließ aber Karl die Soldaten wieder in die Kasernen zurückkehren und die Kanonen wegfahren. Schließlich ließ er auch noch 5000 Taler unter die Noileidenden verteilen, versprach die Aufhebung der Personalsteuer und die Beschaffung von Arbeitsgelegenheit.

Daneben gefiel sich Karl wieder darin, den unehrlichen und unerschrockenen Herrscher wenigstens in Redensarten zu spielen, was seinen Gegnern neuen Schmachstoff lieferte.

Am 7. September war das Militär wieder auf dem Schloßplatze versammelt und auch ein großer Volkshaufe fand sich vor dem Schloßplatze ein. Man bemerkte darunter zahlreiche Landarbeiter, die irgend jemand von außen herbeigerufen haben mußte. Ungefähr 20 bis 30 von ihnen schlugen ganz gemüthlich den Namenszug des Herzogs an den eisernen Gittertoren herab. Volk und Militär sahen ruhig zu. Dem ratlosen Herzog wurde jetzt von seiner Umgebung zu verstehen gegeben, daß er sein Leben nur durch die Flucht retten könne. Von Husaren begleitet, machte er sich mit allen Schätzen, die ihm erreichbar waren, auf die Flucht.

Jetzt verzichtete der von England bestochene General v. Herzberg, dem Karl den Oberbefehl übertragen hatte, auf jedes Einschreiten des Militärs. Die Menge drang in das Schloß, plünderte es gründlich und brannte es ebenso gründlich nieder, ohne daß Herzberg auch nur einen Scheinangriff gewagt hätte.

Das Volk war jedenfalls nicht der Urheber des Aufstandes. Nach einem siegreichen Aufstande pflegen die Volksführer mit ihrem Namen und ihren Forderungen nicht hinter dem Berge zu halten. Niemand schrieb sich aber ein Verdienst an dem Aufstande zu. Die Bürger vom Mint und der Mauerstraße, die sonst bei keinem Aufstande gesehen hatten, waren sogar durch den Schloßbrand überrascht worden. Sie sollen gerufen haben: „Wat, Revolution! un wi sind nich darbei?“

Es war ein Komplott der Aristokratie und Bureaucratie, von England auf dem Wege über Hannover angezettelt und geleitet. Daß die Revolution deshalb ausgebrochen sei, weil Karl die Landstände nicht einberufen habe, ist eine haltlose Ausrede. In den Landständen hatten die Mittergutsbesitzer die erdrückende Majorität. Was hatte das Volk von denen zu hoffen!

Kaum war Karl vertrieben, da übernahm sein Bruder Wilhelm die Regierung.

Im Koemember unternahm Karl einen abenteuerlichen Zug, um Braunschweig wieder zu erobern. Von Frankfurt a. M. aus erließ er eine Proklamation an seine Untertanen, in der er ihnen das allgemeine Wahlrecht auf demokratischer Grundlage, die Auflösung des stehenden Heeres und seine Erziehung durch eine Bürgermiliz, die vollständige Selbstverwaltung der Gemeinden, Schwurgerichte usw. und selbst die Verteilung der Domänen an die Unbegüterten versprach. Diese Proklamation, die damals gar nicht demokratischer hätte sein können, trug nebst englischem Einflusse wohl die Hauptschuld, daß der Bundestag die Absetzung Karls gewissermaßen anerkannte und dem Prinzen Wilhelm die Herzogskrone zusprach. Der Versuch Karls, von Sorge her in Braunschweig einzubringen und das Landvolk aufzubieten, mißlang nämlich. Einige Soldaten, die nach seinem eigenen Namenszug auf dem Eschaltroden, wiesen Karl lachsbülig zurück, ohne sich von seinen monarchischen Vorhaltungen rühren zu lassen.

Karl lebte darauf in der Verbannung. England ließ ihm in

Braunschweig das Recht der Vermögensverwaltung abspreehen und ersuchte auch die französische Regierung, dem Herzog Karl die mitgenommenen Schätze einfach abzunehmen. Die französischen Gerichte ließen sich jedoch nicht darauf ein.

En England lernte Karl den Prinzen Louis Napoleon kennen, dessen Unternehmungen er mit Geld unterstützte, wofür ihm Napoleon die Wiedereinführung in Braunschweig versprach. Vielleicht hätte Napoleon, wenn er 1870 gesiegt, dieses Versprechen auch gehalten.

Karl war jedenfalls ein Opfer der englisch-hannoverschen Umtriebe, Braunschweig unter die Gewalt der jüngeren Linie des Welfenhauses zu bringen. Bis 1866 stand denn auch Braunschweig ganz unter hannoverschem Einfluß.

Sehr geschädigt wurde Karls Sache durch seine wenig gewinnende Persönlichkeit. Er war eine Querulantennatur. Auch in der Verbannung kam er aus den Prozessen nicht heraus, die er wegen der kleinsten Kleinigkeiten führte. Dazu trat sein Geiz. Er war geizig wie der Geizhals im Märchen, er wühlte gern in seinen Schätzen. Besonders verliebt war er in seine Diamanten. Auf der ersten Pariser Weltausstellung ging er mit Epulettes herum, die mit Diamanten im Werte von zwei Millionen Frank besetzt waren.

Karl starb am 18. August 1873 in Genf. Er hatte die Stadt Genf zu seiner Grbin eingesetzt, nachdem er ein früheres Testament ungestoßen, das Napoleon III. zum Universalerben machte.

Die Fronte der Weltgeschichte will es, daß jetzt, wo die gegen Karl gerichteten Intrigen des englisch-hannoverschen Welfenhauses ihr Ziel erreichen und Braunschweig unter das Szepter der jüngeren Linie bringen, diese Linie in Hannover und England nichts mehr zu sagen hat.

N. Wagner.

## Die Expedition.

Von Otto Soyka.

Jean Henry Desaroi, Professor der Naturwissenschaften, Mitglied der Akademie, Ritter der Ehrenlegion und Besitzer zahlreicher Auszeichnungen für bürgerliche Verdienste, wurde auf eigenen Wunsch mit der schwierigen Mission betraut. Es handelte sich um den oft erörterten Versuch, die Sprache der Affen Südafrikas eingehend zu erforschen. Desaroi war zweifellos durch zahlreiche Leistungen auf wissenschaftlichem Gebiete dazu prädestiniert, diese Expedition zu leiten. Es war eine Aufgabe, die hohe Anforderungen an die physische Leistungsfähigkeit stellte; der Forscher sollte mitten im Urwald, von seinen Begleitern allein gelassen, lange Monate in völliger Einsamkeit verbringen. Nur so war es möglich, daß Mißtrauen und die Scheu des Affenvolkes dem fremden Eindringling gegenüber langsam zum Weichen zu bringen, und dann durfte er hoffen, endlich ungestört in größter Ruhe seine Beobachtungen des Naturzustandes anstellen zu können; Beobachtungen waren es, die zur Bestätigung wissenschaftlicher Hypothesen von größter Bedeutung sein mußten.

Sein Freund und Studiengenosse François Guillaume begleitete ihn. Auch dieser war Stufe um Stufe auf der sozialen Ehrenleiter hinangestiegen, und obwohl Desaroi ihn längst überholt hatte, blieben ihre Beziehungen ungetrübt. Das Laster des Reibes hatte François überwunden und zollte dem Freund aufrichtige Anerkennung. Drei Eingeborene schleppten den nötigen Bedarf an Konserven, Waffen, Büchern und wissenschaftlichem Material.

So zogen sie mehrere Tagereisen weit in die Wildnis, und das geschah gewissermaßen unter den Blicken der ganzen zivilisierten Menschheit, deren Sympathie vollauf dem opferwilligen Unternehmen geweiht war.

Als der geeignete Ort gefunden war und die Diener eine primitive Blockhütte erbaut und gegen Angriffe von Raubtieren gesichert hatten, kam der Moment des Abschiedes. François Guillaume umarmte den kühnen Genossen. „Vergiß nicht!“ sagte er zu ihm, „daß Du hier ein Vorposten der Menschheit bist, der unter Gefahren und schweren Mühen unentwegt die Standarte der Wissenschaft und der Kultur vorwärts trägt. Du bist der Pionier des Menschengenies; das wird Dich aufrechterhalten in den Entbehrungen, die Dir bevorstehen.“

Desaroi drückte ihm schweigend die Hand. Der Moment war so gewaltig, daß sich selbst die afrikanischen Diener dem Eindringling nicht zu entziehen vermochten und unbeweglich voll ehrfürchtigen Staunens den weißen Mann betrachteten, der ein großer Häuptling war und nun allein im Urwald bleiben sollte.

Henry Desaroi begann mit jener äußersten Gewissenhaftigkeit, welche alle seine Arbeiten auszeichnete, die Resultate seiner Forschung zu registrieren. Die Gegend war reich an Affen, ihre unverkennbaren Spuren fanden sich allerorten. Dennoch gelang es ihm in den ersten Wochen seines Aufenthaltes überhaupt nicht, eines der Tiere zu Gesicht zu bekommen. Der plötzliche Vorstoß des Menschentums in ihr Bereich schien eine unerwartet heftige Panik unter ihnen hervorgerufen zu haben. Mit einer freundschaftlichen Beziehung, wie sie von der einen Seite aus gewünscht und erstrebt wurde, schien es gute Wege zu haben. Die Aufzeichnungen Desarois aus jener Zeit beschäftigten sich mit der Flora des Landes und auch sie sind von bleibendem Wert.

Ausdauer wird belohnt. Eines Morgens, es war der dreißigste

Tag seines Hierseins, und Temperatur wie Sonnenstand sind aufs genaueste festgestellt, hatte der Professor das Vergnügen, beim Frühstück durch das Erscheinen eines gut gewachsenen Affen überrascht zu werden. Es war ein feister Geselle von der Gattung der Orang, und er wußte Desaroi zu überzeugen, daß ihm Konserbennahrung durchaus wünschenswert und willkommen erscheine. Er bewies es an zwei eben geöffneten Büchsen mit Rebhuhnpastete, die er sich mit artiger Behendigkeit erworben hatte. In der Hauptsache aber verlief die interessante Begegnung resultatlos; der Professor hatte offenbar, trotz liebenswürdigsten Entgegenkommens seinerseits, auf den Besucher nicht den erforderlichen günstigen Eindruck gemacht. Nach kurzer wechselseitiger Betrachtung wandte ihm der Orang in einer gewissen besonders respektlosen Art den Rücken und entfernte sich in mächtigen Schritten. Immerhin war das der Anfang einer Bekanntschaft.

Die Notizen des Professors geben detaillierte Auskunft über die unmittelbar folgenden Ereignisse. Die tierischen Einwohner der Gegend bezogen wieder ihre gewohnten Baumäste und mieden die Umgegend der Hütte nicht länger. Sie zeigten soviel Interesse für das Dasein Desarois, daß die mitgebrachten Speuvorräte und die sonstigen Anrichtungsgegenstände kaum ausreichten, es zu befriedigen. Dabei gaben sie unauhörlich diese kostbaren Laute von sich, die zu erforschen er gekommen war, und die dem Europäer vom Besuch der zoologischen Gärten und Menagerien her nicht unbekannt sind. Hier aber, im Urwald, glaubte der unermüdete Forscher bald genug eine besondere Bedeutung dieser Töne zu erkennen, und er kam immer mehr zur Überzeugung, daß es sich hier um eine richtige Sprache handle.

Oft laurierten die Affen tagelang auf den Bäumen um die Hütte, betrachteten den Professor und der Professor betrachtete sie. Dabei machte er mancherlei Beobachtungen, die er als Beweise des verhältnismäßig niedrigen Intellekts dieser Tiere in seine Notizen aufnahm.

So kam es vor, daß die Affen mit Ernst und Eifer Baumzweige abbrachen und zu Boden warfen, ohne daß irgendsein erdenklicher Zweck dieses Beginns zu finden gewesen wäre. Oder sie umringten mit ruhiger Selbstverständlichkeit zwei Streitende, die mit Zähnen und Nägeln übereinander herfielen und sich wechselseitig übel zurichteten. Auch fand er es seltsam, daß diese menschenähnlichen Geschöpfe sich zum Trinken nicht der vorhandenen Kolossnuschalen bedienten, wie es Vernunft und Menschlichkeit zu gebieten schienen, sondern es vorzogen, sich direkt mit dem Maule das Wasser aus dem keinen Lämpel unweit der Hütte zu schöpfen. Stets aber war er des Wichtigsten eingedenk und achtete sorgsam auf die phonetischen und anderen Zeichen, die ihm Ausschlässe über die Affensprache erhoffen ließen.

Und es gelang! Jean Henry Desaroi erreichte das Ziel; er begann in Geist und Sinn dieser Sprache einzudringen, er begriff immer mehr, welche Rolle den besonderen Lauten und Zeichen zukam, er lernte dieses Idiom verstehen und sprechen. Nun wäre es seine Aufgabe gewesen, in einem sorgsam verfaßten Wörterbuch sein Wissen festzulegen und der Menschheit zu überliefern. Das geschah nicht. Der Unfall aber, der es verhinderte, ist von Interesse und höchst beachtenswert.

Sofort nachdem Desaroi die Sprache der Affen verstehen gelernt hatte, fand seine erste Unterredung mit jenem ältlichen Orang statt, dessen Bekanntschaft er zuerst gemacht hatte. Oggai, so ähnlich war der Name dieses Bürgers aus dem Urwald auszusprechen, leerte während des Gesprächs ein Nistchen mit Obst, dessen Aroma ihm anlagte. Er war sich vollkommen bewußt, durch das Eingehen auf die Fragen des Professors diesem einen Dienst zu erweisen, gewissermaßen Audienz zu erteilen.

„Sagen Sie mir, Oggai.“ begann Desaroi, der trotz aller Bemühungen mit lächerlichem und miserablen Akzent sprach, „wie kommt es, daß ich Sie und Ihre geschätzte Verwandtschaft erst so spät kennen lernen durfte?“

„Wir haben unsere bestimmten Verkehrsformen mit Ihresgleichen.“ wurde ihm bedient. „Wir fleischen vor allem, wenn ein Lustweiden nicht möglich ist, mit diesem Knurrlaut die Zähne, und drehen uns so — das heißt dann.“

„Ich weiß, ich weiß.“ behrte der Professor nicht ohne Scham ab, „bitte, keine solchen Ausbrüche!“

„Wenn man das nicht versteht, springen wir auf den nächstbesten Zweig. Ist man so taktlos, unieren Wunsch, nicht befehligt zu sein, weiter zu ignorieren, so entfernen wir uns auf die Dauer. Da drüben ist eine Höhle, in der wir stets in ähnlichen Fällen Wohnsitze nehmen.“

„Und welchem glücklichen Umstande verdanke ich es dann, daß es mir schließlich doch gelang, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen?“

„Sie waren uns eben sympathisch.“ erklärte Oggai, so verbindlich, als es sein Neuhäres ihm erlaube. Der Professor, der seit Monaten kein Kompliment gehört hatte, errödete leicht und konnte sich eines gewissen Vergnügens nicht erwehren.

„Und bitte, teilen Sie mir auch mit.“ fragte er, ganz aus jenem schönen Interesse heraus, das ihn für jede soziale Institution beseele, „welchen Sinn es hat, daß Sie tagelang auf den Bäumen sitzen und Aeste herunterwerfen?“

Oggai knurrte ausgesprochene Verachtung. Dann sagte er: „Ich rate Ihnen sehr davon ab, in unserer besseren Gesellschaft nach der Ursache des Zweigabbruchens zu fragen. Es gilt nicht als

bornehm bei uns. Wir haben dafür ein Wort — ein gewisses Wort — es heißt —

„Shoking!“ ergänzte Desaroi bestürzt. „Barbon, ich konnte das nicht ahnen. Und mit den Zweikämpfen, die Sie zulassen, verhält es sich am Ende ebenso, und damit, daß Sie die natürlichen Trinkgefäße nicht benützen, sondern direkt aus dem Tümpel saufen?“

Der Affe gab dem vorlauten Frager nur einen Blick und einen Ton. Aber Desaroi hätte nicht der Mann in hervorragender Stellung sein müssen, der er war, um sich über die Bedeutung im Klaren zu sein. Sofort bereute er die Indiskretion, aber Oggai entfernte sich lautlos.

Vange war der Professor wieder auf das Alleinsein angewiesen. Als sein Verstoß in Vergessenheit geraten war und er Gelegenheit hatte, mit besseren Affen zu verkehren, traf er bei ihnen auf jehiel sittlichen Ernst und tiefinnere Ueberzeugung bezüglich des Zweigeabbrechens, der Zweikämpfe und des Wasserlaufens, daß er bald nicht mehr die geringste Anspielung auf diese Dinge wagte. Damit aber nicht genug, fühlte er einen merkwürdigen Wechsel in seinen Ansichten vor sich gehen, und nach kurzer Dauer des Verkehrs geschah das Seltsame: Desaroi ertappte sich selbst, nachts, allein in der Blockhütte, bei der Abfassung eines Essays — eines Essays, dessen Form übrigens jedem Pariser Blatt Ehre gemacht hätte! —, in dem er drei Dinge auf das entschiedenste verfocht. Die Berechtigung zum Zweigeabbrechen ohne erkennbaren Zweck, die Zweikämpfe mit Zähnen und Klauen und das direkte Wasserlaufen aus dem Tümpel.

Und die Entwicklung der Dinge nahm auch weiterhin einen ganz sonderbaren Verlauf. Leider verlieren in dieser Zeit die Aufzeichnungen Desarois an Genauigkeit, und jener wirklich achtungswerte Eifer, den er bisher der Wissenschaft entgegengebracht, tritt immer weniger zutage. Mit Bestimmtheit ist man also nur über den Empfang informiert, den François Guillaume und seine Diener fanden, als sie nach fast Jahresfrist wieder kamen, um Desaroi der Zivilisation zurückzugeben. Er sah sie erst prüfend an; dann aber, statt in Freude auszubrechen, fletschte er bei ihrer Annäherung die Zähne und drehte ihnen schließlich auf indigente Weise den Rücken. Der begrüßenden Umarmung François entzog er sich durch eine plötzliche Weseigung des nächsten Laumes. Als jene darüber heftigen Schreien zeigten und Miene machten, mit Aufbietung aller Energie Desaroi zu bewegen, seine Rolle als bedeutender Gelehrter und Kulturfaktor wieder aufzunehmen, bewachte er sie vollends seines Anblicks und kam während ihrer Anwesenheit überhaupt nicht mehr zum Vorschein. Man mußte sich damit begnügen, seine Manuskripte, auf die er keinen Wert mehr zu legen schien, heimzubringen.

Jean Henry Desaroi war nämlich wirklich eine bedeutende Persönlichkeit und verdiente vollaus die Ehrenstellen, mit denen ihn die Gesellschaft beehrte hatte. Er war Mitglied der Akademie, Ritter der Ehrenlegion und Besitzer vieler Auszeichnungen; das alles war er geworden, wie man es meistens wird, indem er genau das tat, was andere ihm vormachten, sorgfältig fremde Gesien und Ansichten kopierte und bei dem allen nur noch mehr sittlichen Ernst und innere Ueberzeugung entwickelte als seine Vorbilder. Und daß diese seine soziale Bedeutung wirklich vorhanden war, erwies sich im gegebenen Fall und auch weiterhin. Nach kaum einem Jahre war es niemand anderer als er, der an Stelle des bereits allzu fett gewordenen Oggai bei der Zeremonie des Zweigeabbrechens präsidieren durfte. Aber selbst Oggai hatte jedes Gefühl des Reides gegen ihn überwunden und verehrte ihn aufrichtig.

## Kleines feuilleton.

### Kulturbilder.

**Mexikanisches Brigantentum vor fünfzig Jahren.** Erinnerungen an Frankreichs mexikanisches Abenteuer, das vor fünfzig Jahren seinen Anfang nahm und am 19. Juni 1867 mit der Erziehung des Kaisers Maximilian endete, veröffentlicht André Fouquere im „Journal“. In jedem Lande, das den Schrecken des Krieges oder des Auftrahrs preisgegeben ist, bilden sich Räuberbanden, für die im Grunde keine der kriegsführenden Parteien verantwortlich zu machen ist, und die sich aus dem Auswurf der Bevölkerung rekrutieren. Mexiko schien schon durch die Natur seines schluchten- und bergreichen, zerklüfteten Bodens sowie durch die etwas wilden Sitten seiner Bewohner für das Räubertum wie geschaffen zu sein: ist das Land doch auch heute noch trotz strengster Postzeilmassnahmen alles andere eher denn sicher. Dabei sind die alten Postkutschen schon längst durch Eisenbahnen ersetzt worden.

Im Jahre 1868 reiste man noch nicht so bequem. Als die französischen Truppen sich vor fünfzig Jahren der Städte Puebla und Mexiko bemächtigen, machte jeder, der ein längere Reise vorhatte, vor der Abfahrt sein Testament. Kam es doch vor, daß auf einer selbst verhältnismäßig kurzen Strecke ein Postwagen fünf- oder sechsmal überfallen wurde. Das konnte unter Umständen sehr gefährlich werden. Die Bande, die zuletzt kam, hielt sich, da sie nichts mehr zu plündern vorkam, für schamlos betrogen; sie machte sozuzagen die Reisenden dafür verantwortlich, daß sie sich ihr Geld, ihr Gepäc und ihre Kleidungsstücke hatten rauben lassen, und nahm für diese

Tatslosigkeit Rache, indem sie nach rechts und nach links hin Säbelhiebe verteilte; und wenn sie ganz ärgerlich wurde, statuierte sie ein Exempel, indem sie zwei oder drei Passagiere aufknüpfte. „Nur selten kommt es vor,“ schrieb Ampere in seiner „Spazierfahrt durch Amerika,“ „daß die Räuber die Reisenden, die sich nicht zu Wehr setzen, himmorden; sie begnügen sich gewöhnlich mit dem Ausplündern. Man nimmt deshalb nur das Allernotwendigste und vor allem nicht viel Geld mit; aber man muß doch so an 50 Franf haben, um nicht mit leeren Händen angetroffen zu werden: die Begelagerer können in solchen Fällen recht unangenehm werden. Im Jahre 1859 las man einmal an den Straheneden der Stadt Mexiko nachstehende Bekanntmachung: „Der Vanden-general hat in Erfahrung gebracht, daß die Reisenden seit einiger Zeit absichtlich nur wenig Geld einstecken; er tut deshalb kund und zu wissen, daß fortan jeder, der bei der Durchsuchung seiner Taschen nicht im Besitz von mindestens zwölf Piastern befunden werden sollte, die Bastonade erhalten wird. . . .“

Die Herren Räuber forderten von ihren Opfern aber nicht bloß anständig geschnittene Bärten, sondern nahmen ihnen kalten Blutes auch die Kleider fort und ließen die Passagiere in einem paradiesischen Zustande zurück; jede Woche fast brachte die Post, die von Mexiko nach Veracruz ging, Reisende männlichen und weiblichen Geschlechts, die nur mit ihrer Tugend bekleidet waren. Bei einer Hitze von 35 Grad mochte das noch angehen, aber im Winter war es, wie man zugeben dürfte, nicht sehr amüsant. Da der Kleiderraub sich schließlich zu einem Lieblingsport der Räuber ausbildete, richteten geschäftskundige Leute vor jeder Stadt, durch welche der Postwagen fahren mußte, „Konfessionsgeschäfte“, in denen man sich vom Kopf bis zu den Füßen neu einkleiden konnte, ein. Jede Postkutsche, die unterwegs Bech gehabt hatte, blieb vor dem Kleiderladen stehen. Auf ein Zeichen des Ruffschers brachten Angestellte, nachdem sie sich schamhaft das Gesicht verhüllt hatten, Kleidungsstücke jeder Art und von allen Größen an den Wagenschlag heran und reichten sie durch das Fenster den vor Kälte zitternden Passagieren, vorausgesetzt natürlich, daß diese noch Geld oder wenigstens Kredit hatten.

Auch die Indianer gewöhnten sich nach und nach, durch böse Beispiele verdorben, an ein bißchen Räuberei, und sie waren — zur Schande der Weichen muß es gesagt werden — im Vergleich mit ihren Landsleuten und Kollegen von europäischem Blut beinahe „Gentlemen“. Die letzteren zeigten sich in fast allen Fällen habgierig und grausam, während die Wilden, die nur auf den ersten Blick schrecklich aussehcn, nicht gegen die guten Sitten verstießen und nicht töteten. Sie betrieben das Räubergeschäft mit einer gewissen Gütmütigkeit; so ließen sie es auch niemand entgelten, wenn eine Postkutsche, die sie angehalten hatten, bereits vorher ausgeplündert war. Sie streckten nur die Arme verzeifelnd zum Himmel empor, stießen ein herzzerreißendes Geheul aus und jammerten: „Großer Gott! solch ein Unglück, wir sind wieder einmal zu spät gekommen!“

### Länderkunde.

**Durch die unbekanntc Mongolei.** Die Mongolei, der Zankapfel zwischen Rußland und China, ist geographisch verhältnismäßig wenig bekannt. Der englische Reisende Douglas Carruthers, der im Jahre 1910 die nordwestliche Mongolei und die Daungarei bereist hat, veröffentlicht jetzt ein zweibändiges, aufschlußreiches Reisewerk, das namentlich wegen seines Kartenmaterials wertvoll ist. Carruthers hat zunächst das Land westlich vom Waisalee systematisch erforscht, ist dann in der Gegend zwischen Ubsa Nor und dem Altaigebirge gereist, ist von da südwärts nach der Kian-Schan-Kette gewandert und östlich bis an die Ausläufer der Wüste Gobi gelangt; dann hat er Chinesisch-Turkestan durchkreist und ist über den Karakorumpaß nach Indien gelangt, wo er gegen Ende des Jahres 1911, nach beinahe zweijähriger Reise anlangt.

Interessant ist, was Carruthers über die Völkerschaften mitteilt, die er kennen gelernt hat. Der Name des gewaltigen Mongolenherrschers Dschingis Khan, der für uns eine wohlbekannte historische Persönlichkeit ist, wird in der Mongolei noch heute genannt, aber nicht als der eines Herrschers und Eroberers, sondern als eines Gottes oder Halbgottes. Im 13. Jahrhundert waren die Mongolen eines der tapfersten, kriegerischsten Völker, deren Waffen niemand widerstehen konnte. Heute sind sie nach Carruthers Darstellungen ein weiches, verkommenes Hirtenvolk, ein gefügiges Werkzeug in der Hand ihrer Herrscher, das sich ausaugen läßt. Der Einfluß des berweichlichen Buddhismus vor allem hat nach Carruthers den kriegerischen Geist unterdrückt. Große Mengen der jungen Leute des Landes gehen früh in die Lamaklöster und verbringen dort ein weiches, friedfertiges, untätiges Leben.

Einen scharfen Gegensatz zu diesen Mongolen bilden die Kirei, ein Kirgisenvolk, das sich zum mohammedanischen Glauben bekennt. Wahrscheinlich sind es die Abstammlinge der Untertanen des Priesters Johann (des christlichen Herrschers, von dem die mittelalterlichen Geographen erzählen, dessen Reich auf die Missionartätigkeit der Nestorianischen Christen zurückgeht), die ihren Glauben bis ins fernste Asien verbreiteten. Die Kirei sind ein freies, unabhängiges Volk; der Islam ist bei ihnen keine erschlaffende, sondern eine höchst tätige Religion und, allem Anschein nach, gewinnt er in ihrem Gebiete Boden. Die Kirei sind teils chinesische, teils russische Untertanen, aber alle sehen in Konstantinopel das eigentliche, politische, zu ihrem Glauben gehörige Machtzentrum.